

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

EIN GESPRÄCHSPARTNER GOETHES AUS WÖRTERN

Wolfgang Hildesheimer: «Marbot – Eine Biographie»¹

Andrew Marbot, der Held in Wolfgang Hildesheimers Biographie, wird auf der ersten Seite des Buches im Gespräch mit Goethe vorgestellt. «*Wenn ich dem Mythos glauben soll, Exzellenz*», sagt er, «*so stammt meine Familie aus dem Périgord und ist im Zuge der normannischen Eroberung nach England gekommen.*» Goethe erwidert dem Besucher, dem Mythos könne man niemals aufs Wort glauben, sei er doch nur in einem höheren Sinne wahr. «*Nicht er gestaltet die Überlieferung, sondern die Überlieferung gibt ihm stets wieder neue Gestalt.*» So auch in diesem Buch, dessen wahres und verborgenes Thema hier angeschlagen ist: Mythos und Wahrheit, Fiktion und Geschichte. Marbot, der in diesem Gespräch und in zahlreichen überlieferten Aussprüchen und Schriftstücken zitiert und kommentiert wird, dieser Marbot hat nie gelebt, oder vielmehr: sein Leben hat die höhere Wahrheit des Mythos. Aber Goethe, Lord Byron, der Graf von Platen, Schopenhauer und Leopardi, Turner und Delacroix, um nur ein paar seiner Brief- oder Gesprächspartner zu nennen, sind historisch bezeugte Zeitgenossen dieser fiktiven Gestalt. Marbot ist in die Kulturgeschichte des frühen neunzehnten Jahrhunderts so kunstvoll eingewoben, dass der Leser keinen falschen Zettel oder Schlag

bemerken dürfte. Er liest eben eine Biographie, zugleich eine Darstellung des Kunst- und Geisteslebens Europas im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, ausserdem die intime und aus Gründen der Pietät mit Diskretion zu behandelnde Geschichte eines vornehmen Engländer, dessen Hinneigung zur bildenden Kunst erstaunlich hellsichtige Deutungen berühmter Gemälde gezeitigt hat. Marbot erscheint in ihnen als ein genialer Interpret, dessen Einsichten seiner Zeit weit vorauseilen.

Der Rezensent, der Hildesheimers Buch als wissenschaftliche Biographie genommen und seinen Helden als viel zu wenig beachteten Kunstgelehrten bezeichnet hat (den er selbstverständlich immer schon gekannt habe), wird vermutlich nicht der einzige bleiben, der dem Biographen auf den Leim geht. Nichts fehlt dem Werk von den Attributen, welche die Gattung auszeichnen. Noch vor dem Titelblatt findet sich die Reproduktion einer Kreidelithographie von Delacroix, Sir Andrew Marbot darstellend. In den Band eingehetzt sind ein paar Kunstdruckblätter nach alten Gemälden, unter anderem Porträts von Lady Catherine Marbot, der Mutter, Sir Francis, dem Vater, Robert Viscount Claverton, dem Vater der Mutter und Mentor des Jünglings, ferner Reproduktionen nach Gemälden

Tintoretos («Die Entstehung der Milchstrasse»), Blakes («Der Blasphemist»), Watteaus («Gilles»), Botticellis («La Primavera»), Giorgiones, Rembrandts und anderer. Das Buch enthält auch, wie es sich für eine wissenschaftliche Biographie geziemt, ein Personenregister und den Dank des Biographen an namentlich aufgeführte Helfer. Nicht einmal die Fussnoten fehlen. Dennoch ist «*Marbot*», der äusseren Form nach eine historische Studie über einen Zeitgenossen Lord Byrons, ein Roman oder also Fiktion und nicht Geschichtsschreibung. Die besondere Methode, derer sich Wolfgang Hildesheimer dabei bedient, ist durchaus nicht neu. Serenus Zeitblom, der bei Thomas Mann die Biographie des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt, streng nach den ihm zugänglichen Informationen und gestützt auf die Dokumente, die es darüber gibt, ist ein berühmtes Beispiel.

Ein Kunstgriff Hildesheimers ist es, dass er seinen Helden in inzestuöse Liebe zu seiner Mutter geraten lässt. Seine Gefühle werden erwidert, und um dem Zustand ein Ende zu bereiten, begibt sich der Sohn auf seine Reisen durch Europa und siedelt sich schliesslich in Urbino an. Die Briefe nun, die er seiner Mutter schreibt, sind nach seinem Tod an all den Stellen unleserlich gemacht worden, die auf das sündige Verhältnis anspielen oder entsprechende Schlüsse nahelegen könnten. Das gibt dem Biographen die Möglichkeit, seine ergänzenden Vermutungen anzubringen, was etwa in den zerstörten Briefstellen gestanden haben könnte. Er produziert dokumentarisches Material, das er natürlich gefälscht hat,

und er interpretiert es sodann als der beste und einzige Kenner. Um übrigens die Mystifikation vollkommen zu machen, fügt er in die deutschen Übersetzungen der Briefe oder Schriften Marbots die englischen Wendungen signifikanter Stellen aus dem «Original» in Klammer bei.

*

Allein so problemlos ist es nicht, Wolfgang Hildesheimers Biographie Andrew Marbots als Roman und Fiktion zu deklarieren. Einerseits stehen solcher Vereinfachung der Autor, sein bisheriges Werk und manche Aussprüche entgegen, die er zum Thema selbst gemacht hat. Anderseits ist die epische Gattung Roman längst nicht mehr an Mustern wie «*Don Quixote*» oder «*Wilhelm Meister*» orientiert, sondern – weil ein geschlossenes Wertsystem fehlt und eine darzustellende Wirklichkeit durchaus nicht mehr auf einen allgemeinen Konsens der Erfahrung zählen kann – nach vielen Richtungen offen, mancherlei Versuchen und Verbiegungen ausgesetzt und in ihren Strukturen selbst wandelbar. Dass der Dichter die Biographie wählt, dass er sich streng an die historisch belegbaren Fakten hält, wenn er Lebensumstände, Kultur- und Geistesleben, Sitten und Moden schildert, in denen sein Held lebt, hätte dann «*Fluchcharakter*», wäre ein Rückgriff auf das, was hinter unserer kulturellen Trümmerlandschaft und vor aller parolengläubigen Betriebsamkeit noch behaftbar ist. Das Wort «*Fluchcharakter*» steht im Vorwort zu Hildesheimers «*Mozart*». Vor dem Hintergrund jener Rede, die der Schrift-

steller 1976 im *Merkur* drucken liess und die das «Ende der künstlerischen Fiktion» erklärt, meint es die Flucht zu den Fakten, zu den Dokumenten, zu den historisch gesicherten Überlieferungen. Also zum Beispiel zu dem, was Goethe über den jungen Gast aus England gesagt haben soll, zu Staatsrat Schultz oder zu Johann Heinrich Meyer, im Dezember 1825 auch zu Eckermann. Nur, wenn man dann im Eckermann nachschlägt, findet sich unter dem bei Hildesheimer genannten Datum keine Eintragung. So gut von Goethe sein könnte, was ihn Hildesheimer in seinem «*Marbot*» sagen lässt, von Goethe ist es wohl nicht. Oder vielleicht doch? Diese Biographie ist auf eine akribische Art verunsichernd, wenn man sie auf ihre dokumentarischen Belege hin prüft. Scheinbar hat da alles seine Richtigkeit, ist exakt und gründlich recherchiert, mit Bedacht und Umsicht in das Gesamtbild eingesetzt, – und hat doch keine andere Qualität von Wirklichkeit als die, die aus Wörtern errichtet ist. Marbot ist ein Zeitgenosse Goethes ganz aus Wörtern, er kommt aus dem Nichts und entschwindet – nach seinem Freitod – ins Nichts, ohne irgend Spuren zu hinterlassen. Aber zwischen den Buchdeckeln der Biographie ist er ganz da, ein hochbegabter englischer Edelmann mit besten Beziehungen, der Kunst mit mehr als nur Verständnis, mit kongenialer Empfühlung zugewandt und selbst mit weit vorausschauendem Blick begabt. Hat er nicht vielleicht doch gelebt? Sein Biograph jedenfalls scheint daran nicht zu zweifeln, und so intim ist seine Kenntnis der feinsten Regungen, der subtilsten Gedanken seines Hel-

den, dass man sich bei dem Gedanken ertappt, hier schreibe einer seine Autobiographie, indem er ein anderes Zeitalter und andere Gesprächspartner wähle. Hildesheimer ist 1933 nach England emigriert und hielt sich längere Zeit und zu wiederholten Malen in Cornwall auf. Sein zweiter Wohnsitz, neben Poschiavo, ist Urbino, wo auch Marbot zuletzt gelebt hat. Und dann ist der Biograph ja selber auch als Graphiker und Maler ausgebildet und hat diese Künste ausgeübt: er ist darin seinem Helden sogar überlegen, dessen Tragik es ist, dass ihm kreative Fähigkeiten nicht gegeben sind und er sich damit begnügen muss, in einfühlsamer Weise zu deuten, was andere geschaffen haben. Die Aufenthalts- und Wohnorte des Biographen sind teilweise identisch mit den Orten, an denen sich Sir Andrew Marbot aufhielt, und die Beziehung zur bildenden Kunst teilt der Biograph ebenfalls mit seinem Helden. Der Erzähler hat jedoch noch andere Eigenschaften und Vorlieben, zum Beispiel die, verehrte Geistesgrössen satirisch zu behandeln, wovon er in seinen «*Lieblosen Legenden*» (schon 1952) eine Probe gegeben hat, und ferner geht ihm auch die Zelebration der Kultur, der hohle Pomp mit dem Edlen, Guten und Schönen wider den Strich. In seinem Roman «*Paradies der falschen Vögel*» lässt er darum einen Bildfälscher die Fachleute verunsichern, die seine Gemälde für «echt» erklären. Was er mit Mozart getan hat, richtet sich gegen die Verherrlichungen und Verklärungen der Mozart-Biographik. Die Biographie als literarische Gattung war seit langem schon ein Thema, das ihn nicht ruhen liess. Er bestritt grundsätzlich,

dass es jemals für Nachgeborene möglich sein werde, zu wissen, wer Albrecht Dürer wirklich war. Die historische Biographie sei ein blosser Zeitvertreib, wenn auch vielleicht nicht der schlechteste. Wer indessen Marbot war, den es nie gegeben hat, das allerdings weiß sein Biograph sehr genau. Die in ein exakt beschriebenes historisches Zeitalter verwobene Fiktion gibt ihm die Möglichkeit, Figuren der Kunst- und der Literaturgeschichte aus dem Pantheon herauszuholen, sie ins wirkliche Leben hineinzustellen, den Dialog mit ihnen aufzunehmen und sich und den Lesern seiner Biographie einen lebendigen, realistischen, spannenden und anregenden Begriff vor dem zu geben, was Europa einmal gewesen ist.

*

Kein Zweifel, Wolfgang Hildesheimers Weg von den frühen Satiren über «*Tynset*», «*Masante*» und «*Mozart*» bis zur Biographie Marbots ist bedingt durch die individuellen künstlerischen Impulse, aus denen das Werk dieses Schriftstellers entstanden ist. Aber es ist zugleich eine nicht länger übersehbare, allmählich erstarke Linie in der Literatur der Gegenwart, dass Geschichte, Biographik, Memoiren wieder an Raum gewonnen haben. Sartre schrieb die grosse Biographie Flauberts, Dieter Kühn hat mit «*Ich Wolkenstein*» und «*Herr Neidhart*» mittelalterliche Sänger porträtiert; Adolf Muschg hat mit «*Gottfried Keller*» eine der Psychoanalyse verpflichtete Deutung des Dichters vorgelegt, Härtling den «*Hölderlin*», Hildesheimer selber den «*Mozart*»: das sind Überprüfungen

der Überlieferung, verwandt auch mit den bedeutenden Erinnerungsbüchern des vergangenen Jahrzehnts, etwa der zweibändigen Autobiographie von Elias Canetti oder der dreibändigen Lebensschau von Manès Sperber. Der historische Roman, die Biographie, die Geschichte ganz allgemein treten wieder in ihr Recht, aus den verschiedensten Gründen gewiss und in höchst unterschiedlicher Gestalt. Durchaus wären da auch Martin Stade zu nennen («*Der König und sein Narr*» und «*Der närrische Krieg*»), Christa Wolf mit «*Kein Ort. Nirgends*», Aufarbeitungen der Vergangenheit hüben und drüben. Und jetzt also, als eine besondere Konsequenz, der Erzähler als Biograph, der Roman in der Gestalt des historischen Sachbuchs, Fiktion in der Rüstung dokumentierter Geschichte. In seiner Rede von 1976 hat Wolfgang Hildesheimer die «*Nicht-Existenz einer kollektiven Realität*» festgestellt. Die «Wirklichkeiten», in denen der moderne Mensch lebt, sind verwirrend zahlreich und voneinander verschiedenen. Der Erzähler, der aus seiner Lebenswirklichkeit heraus «realistisch erzählt», wird von Lesern in anderen Lebenswirklichkeiten als Surrealist oder Phantast gelesen. In «*Marbot*» hat der Erzähler eine Methode gefunden und meisterhaft durchgeführt, die «Geschichte» in zweifacher Bedeutung möglich macht: als das verlässlich nachweisbare kulturgechichtliche Umfeld mit seinen Ereignissen und Personen, und als die fiktive Geschichte des Andrew Marbot, der sich in dieser nachweisbaren Welt bewegt, als sei er nicht aus Wörtern allein gemacht, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Was aber die Hinwendung zu geschichtlichen Stoffen, zur Vergangenheit und zu weit zurückliegenden Epochen betrifft, so erweitert sie nicht nur das Repertoire der Literatur. Der Schritt zurück – über die kurzatmige «Bewältigung der Vergangenheit» hinaus (bei Kempowski beispielsweise schon eingeleitet) – erschliesst Möglichkeiten des Erzählens neu, die durch das Geschichtstabu der Nachkriegszeit blockiert waren. Wolfgang Hildesheimer erzählt folgerichtig nicht allein die Lebensgeschichte eines unglücklichen Menschen: er deutet sie aus, er geht den psychischen Mechanismen auf den Grund und analysiert

sie nicht anders, als sein Held selbst bei der Deutung verehrungswürdiger Kunstwerke die Motivationen des Schöpferischen analysiert. Verdrängte oder bewusst gemachte Triebe, Anomalien des Intimlebens, Psychoanalyse als Mittel, um den Helden der Biographie und seine Künstlerfreunde, um die grossen Werke der Kunst besser zu verstehen, – das alles ist in diesem mit grosser Akribie und wachem Kunstverständ geschriebenen Erzählwerk eingesetzt.

Anton Krättli

¹ Wolfgang Hildesheimer, Marbot – Eine Biographie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1981.

BÜRGERLICHE GESCHICHTEN

Hinweis auf neue Prosa von Kurt Marti

Wenn Kurt Marti zum Erzählen ansetzt, wählt er offensichtlich gerne harmlose Titel. «*Dorfgeschichten*» hatte, vor bald zwei Jahrzehnten, seine erste Sammlung von Kurzgeschichten geheissen – «*Bürgerliche Geschichten*» lautet die neue Variante¹. Man könnte den Titel für ironisch, ja sarkastisch halten, antibürgerliche Satiren erwarten. Aber das trifft nicht zu. Man nehme den Titel zunächst ganz wörtlich: erzählt werden Geschichten von Menschen, die innerhalb der heutigen, eben der bürgerlichen Gesellschaft leben; Bürger, wie sie im Buche stehen, sind darunter, pflichtbewusste, gehemmte, profitgierige, aber auch Randfiguren, Aussenseiter, Scheiternde. Vor allem

aber (und das, meine ich, macht den besonderen Reiz und auch den Wert des Buches aus) gibt es jene, die «da-zwischen» stehen, zwischen den Angepassten und den Aussteigern, den Braven und den Aufässigen. Zu den Stützen der Gesellschaft gehören sie nicht – und setzen sich auch nicht ganz davon ab, sie passen sich an und schaffen es doch nicht ganz, bleiben anders als die anderen (fast alle sind ja, genau besehen, anders als die anderen!). Der Beamte, der kurz vor seiner Pensionierung gewissermassen seine eigene Todesanzeige schreibt und feststellt: «*Ich war ein uninteressanter Mensch*» wird eben gerade dadurch ein besonderer Fall und ist durch seine langweilige Pflicht-

erfüllung ein zuverlässiger Garant dafür, dass die Spekulanten den Staat nicht ganz dirigieren. Von einer «*Bruderschaft der Beschädigten*» ist in einer der Erzählungen die Rede: ein Manko, eine Verletzung wird hier zu einem seltsamen Ordenszeichen und vielleicht auch zu einem Versprechen in die Zukunft.

Mit einem Zögern lässt sich auch der vorgeschobene Erzähler (in dem sich der Autor versteckt und porträtiert zugleich) in diese Bruderschaft aufnehmen, auch er ein Bürger, der seine Pflicht tut, und zugleich einer, der die bürgerliche Welt kritisch und mitleidig betrachtet, auch er einer, der dazwischen steht: der über das Unangenehme noch so gern hinweggehen

möchte und es nicht fertig bringt, kein Ankläger, kein Radikaler, aber einer, der unablässig fragt, der zögert und vieles nicht begreift und es im Fragen und Zögern doch begreift. Marti lässt ihn langsam, umständlich, betont kunstlos reden, als einer, der eben seinen Mitbürgern etwas erzählen will, was ihn beschäftigt; er meidet das Geschliffene – und es gelingt ihm vielleicht gerade dadurch, Denkschablonen aufzurauen, feste Vorstellungen zu differenzieren.

Elsbeth Pulver

¹ Kurt Marti, *Bürgerliche Geschichten*. Darmstadt und Neuwied, Luchterhand 1981.

MARX, DER MENSCH

Kann man über Marx noch Neues erfahren? Haben die ausgedehnten Bibliotheken, die es über den Doktor aus Trier gibt, nicht schon alles gesagt? Natürlich, und dennoch wohnt man dem absurd Phänomen bei, dass im selben Ausmass, wie die Literatur über Marx wächst, zugleich auch die Verwirrung zunimmt. Unendlich schwierig ist es, sich in dem Gestrüpp von ernsthaften und lächerlichen, lesbaren und unleserlichen Abhandlungen zurechtzufinden. Kultobjekt in den kommunistischen Ländern, mit allen Lügen und Entstellungen einer Staatsdoktrin, wurde Marx parallel dazu die Zielscheibe von Eiferern, die in ihm das Prinzip des Bösen schlechthin zu entdecken glauben. So gibt es ein beschönigtes

Porträt der kommunistischen Doktrin und ein angeschwärztes reaktionärer Hinterwäldler; zwischen diesen Mühlsteinen wird die Wahrheit zuschanzen. Ganze Armeen von Forschern widmen sich der Marx-Deutung, suchen sich in den Widersprüchen des Werkes zu orientieren, wobei so zahlreiche Interpretationen entstehen, dass das Missverständnis eher noch grösser wird. Marxologie ist nicht weniger kompliziert als Theologie. So ist es durchaus angezeigt, über alle Deutungen hinweg zur Sache selbst vorzustossen.

Richard Friedenthal's postumes Werk¹ hat keine andere Aufgabe. Erfrischend, lebendig, in keiner Zeile langweilig, stösst es zur Quelle vor: dem Leben des Karl Marx. Und mit

ihm entsteht eine Epoche, auch Mitkämpfer und die zahlreichen Gegner. Friedenthal war ein Erzähler, der lebendig zu gestalten wusste, nicht allein Menschen, auch Ideen. Bei einem so schwierigen Autor wie Marx ist dies gewiss kein geringes Verdienst. Verfahren wird nach der gleichen Methode, die Friedenthal in seinen anderen grossen Biographien – besonders in dem erstaunlichen «Goethe» – erprobt hatte. Vieles ist bekannt, aber es wird neu beleuchtet, und dadurch werden neue Aspekte sichtbar. Marx, der Mensch, steht im Mittelpunkt, danach kommt die Doktrin. Das ist nicht unwichtig, denn die Kenntnis des Menschen enthüllt Geheimnisse, die die Doktrin verbirgt. Die Doktrin will sich denkbar unpersönlich, nichts anderes beansprucht sie darzulegen als die geschichtlichen Gesetze, wie sie sich ohnehin vollziehen. Marx verkündete den Sieg des Proletariats, aber nirgends meldete er einen persönlichen Willen zur Macht an. Die Betrachtung seines Lebens, seines Charakters führt zu einem anderen Schluss. Marx war extrem herrschsüchtig und kämpfte mit Eifer, um sich durchzusetzen. Im Elternhaus wurde der einzige Sohn verwöhnt, der Vater nannte ihn ein «Glückskind». Marx fand das alles ganz natürlich, auch später stellte er die gleichen Anforderungen an die Umwelt, stets darauf aus, die erste Geige zu spielen. Er benötigte reichlich Geld, aber immer unfähig, es zu verdienen, wandte er sich gebieterisch an andere, um dafür zu sorgen. Nach dem Vater war es die Aufgabe des Freundes Engels, er musste den Lebensunterhalt von Marx und seiner Familie sicherstellen. Man kann nicht

von sich weisen, dass Marxens Ideal der kommunistischen Gesellschaft – «jedem nach seinen Bedürfnissen» – seiner eigenen Lebenslage entsprach: «Marx erwartete immerzu und unweigerlich, dass seine Lebensführung von anderen irgendwie finanziert wird; er ist bereits gereizt und grob, wenn darin eine Verzögerung eintritt. Das wird für ihn zur lebenslänglichen Übung, die zudem noch damit erklärt werden kann, dass er mit der Familie in ständiger Erwartung lebt. Er erwartet unaufhörlich die nächste Revolution, die ‚mit einem Donnerschlag‘ alle Probleme lösen wird.» Dank der Hilfe des unermüdlichen Engels wird er eher Geld finden als die Revolution, die er immer wieder vergeblich ankündigt. Marx glaubte sich zu Höherem berufen, wie viele Junghegelianer. Auch Heinrich Heine gab dem gottähnlichen Streben Ausdruck, und Max Stirner setzte sein Ich als oberste Instanz ein. In Marxens Doktrin ist diese Absicht verborgen, dennoch ist sie präsent. Die Revolution sollte der Sieg seiner Ideen sein, daher ein rabiater Kampf gegen alle, die sich nicht unterordnen wollten. Ihnen schlug Verachtung und Hass entgegen, die bekanntesten Opfer sind Proudhon, Lassalle und Bakunin. Mit dem Schlagwort «Verrat» ging Marx freigebig um, in der Bezwigung von Opponenten «war ihm jedes Mittel recht und keines zu schlecht».

Da manifestierte sich herrschsüchtige Orthodoxie, deren Tendenz entdeckt Friedenthal schon in der Dissertation über Demokrit und Epikur, in der Marx Partei ergriff «für Epikur als den Dogmatiker und damit für den Dogmatismus überhaupt. Das einmal Gefundene steht sogleich ein

für allemal bei ihm fest; es kann sich fortan nur darum handeln, dafür ‚Belege‘ nachzuholen. Was sich nicht in diese Beweisführung einfügen lässt, wird ignoriert oder bekämpft.» Spätere Ketzerprozesse sind hier bereits angelegt. Friedenthal konstatiert, dass Marx «lebenslänglich» der Philosophie Hegels verhaftet blieb, die er erstarren liess mit der Verkündung einer letzten Synthese, was eine neue Negation ausschloss. Der künstliche Schlusspunkt erlaubte jeden Willkürakt. Die Orthodoxie war ebenso starr wie elastisch, Friedenthal zeigt, wie beide Haltungen eine geistige Tyrannei bewirken. Oft äusserte Marx sich «so vieldeutig wie das Delphische Orakel», so im Fall der Pariser Kommune, auch in der russischen Frage, als er Reformer und Terroristen zugleich ermunterte. Seine Krallen verbarg er geschickt im Umgang mit der I. Internationale, dort verschaffte er sich Einfluss, obwohl sein Anhang nur sehr spärlich war. Als Meister der Intrige verstand er es, seine Stellung auszubauen. Letztlich liess er die Internationale auflösen, nur um eine Mehrheit seines Todfeindes Bakunin zu verhindern. Da kam das persönliche Interesse unverschleiert zum Vorschein.

Friedenthal nennt Marx einen Propheten, wie vor ihm Künzli, Löwith, Topitsch, Popper und andere. Gerade dies wollte Marx nicht sein, der streng wissenschaftlich zu denken behauptete. Da täuschte er sich gründlich, Hegels «List der Vernunft» spielte dem Hegelkenner einen empfindlichen Streich. Weist die prophetische Tendenz auf jüdische Überlieferung? Friedenthal bestreitet dies, wie er auch Marxens Antisemitismus, den

zahlreiche Exempel dokumentieren, in Abrede stellt. Aber die vorgebrachten Argumente sind schwach, Arnold Künzlis grosse Marx-Biographie² macht sie zunichte. Verfehlt ist desgleichen die Ansicht vom glatten, geschlossenen Wesen Marxens – gerade nach der Lektüre dieses Buches, das von ständigem Misstrauen berichtet, von Aggressivität, Verratsphobie, von der Unfähigkeit, begonnene Arbeiten abzuschliessen, von Schlaflosigkeit, häufigen Krankheiten, frühem Altern. Dies ist mitnichten das Bild eines ausgeglichenen Charakters. Aber niemand kann Friedenthals letztes Werk übersehen, nunmehr wird es zu jedem Gespräch über den seltsamen Doktor aus Trier gehören, dessen Folgen die Welt weit aus mehr erschütterten, als es sein bescheidenes Leben tat.

Die von Raddatz zusammengestellte Briefauswahl³ liest man zur Ergänzung und auch zur Bestätigung. Freilich ist die Sammlung allzu knapp, auf Weniges konzentriert. Aus Tausenden von Seiten wurden einige hundert ausgesondert, aber die Lektüre der neun grossformatigen Bände der Marx-Engels-Gesamtausgabe ist auch nicht jedermanns Sache, so dass eine Auswahl sich aufdrängt. Raddatz nennt diese Korrespondenz «eines der unerhörtesten geschichtlichen und menschlichen Dokumente des 19. Jahrhunderts», es gebe «keine bessere Biographie dieser beiden Männer als ihre Briefe», sie verliehen «dem Begriff der Freundschaft eine neue Würde». Die Kehrseite dieser Innigkeit waren Hassausbrüche gegen andere, geschöpft aus einem unversiegbaren Schimpfregister, wo sich «Vieh», «Binderrindvieh», «wasser-

köpfige Filzlaus» mit anderen Lieblichkeiten zusammenfinden. Besonders widerwärtig sind antisemitische Anpöbeleien, die man eher in der Gosse zu finden gewohnt ist als bei den Gründern des «wissenschaftlichen Sozialismus». Nach Raddatz entlud sich «persönliche Eifersucht» gegen Lassalle, der ein angesehener Arbeiterführer geworden war, während Marx und Engels einflusslos im englischen Exil lebten. Auch «Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit» hätten sich Lassalle gegenüber bekundet. Viel Verachtung wird da sichtbar, wenig Achtung vor den Menschen, und so kann Marx sich erhaben dünken über den «Menschenreck». Zynismus auch den Nächsten gegenüber, wenn es galt, auf eine Erbschaft zu spekulieren: «Hätte nicht statt der Mary meine Mutter, die ohnehin jetzt voll körperlicher Gebrüsten und ihr Leben gehörig ausgelebt hat, ...?» Genau so offen äusserte sich Marx über das «Companiegeschäft», wobei er «für den theoretischen und Parteiteil des Geschäfts» Sorge trage, indes Engels sich mit dem «hündischen Kommerz» befasse. Das war ein klassisches Herrschaftsverhältnis, wobei Marx für sich den besseren Teil reservierte. «Es ist wahrhaft niederschmetternd», klagte Marx, «sein halbes Leben abhängig zu bleiben.» Dennoch änderte er nichts daran. Das schuf auch Resentiments zwischen den Freunden, deren Spuren aus der Korrespondenz ebenso getilgt wurden wie die von Marxens natürlichem Sohn, als deren Vater der nimmermüde Engels herhalten musste. Um so ungehemmter entfaltete sich der Hass Dritten gegenüber. Schon 1848 wurde Bakunin

als «russischer Spion» verdächtigt, wozu Raddatz bemerkt: «Marx wurde diesen Schatten des Denunzianten nie mehr los.» Und dabei hatte Bakunin gar nicht unrichtig festgestellt: «Marx hat den leidenschaftlichen Wunsch, seine Ideen, das Proletariat und mit diesem seine eigene Person siegen zu sehen.» Genau so verhielt es sich.

Die Korrespondenz der drei Töchter Marxens⁴ vervollständigt das Bild. Die zum ersten Mal deutsch veröffentlichten Briefe enthüllen ein sehr herzliches, inniges Verhältnis. Liebe herrscht untereinander, vor allem aber zum Vater, dem allgegenwärtigen Bezugspunkt, der für alles Masse setzt. Da spürt man Elan, auch Ge- spött und Klatsch über Gott und die Welt, vor allem über die Nächsten. Das ist väterliches Erbe, doch hier ohne grimmige Gewalt vorgetragen, durch Humor gemildert. Die Töchter verehrten den Vater grenzenlos, natürlich waren sie Sozialistinnen, streng «marxistisch». Damit gaben sie ihm jene Gefühle zurück, die Marx ihnen gegenüber hegte. Aber er herrschte auch tyrannisch, den Ehepartner bestimmte er, und die Töchter durften nicht berufstätig sein – wie sich das für bürgerliche Familien gehörte. In der Praxis widersprach Marx seinen theoretischen Ansichten. Margarete Mitscherlich schreibt in der Einleitung, «dass die Familie Marx typisch patriarchalisch strukturiert und von viktorianischen Sittenvorstellungen beherrscht war». Die Fixierung auf das väterliche Idol hatte üble Folgen, die Töchter wurden nicht glücklich. Nur der Jüngsten, Eleanor, gelang es, selbständig zu werden, eigene Vorstellungen zu realisieren. Sie wollte Schauspielerin werden, aber sie wurde

eine sozialistische Agitatorin, schrieb Zeitungsbeiträge, verfasste ein Buch, «Die Frauenfrage», übersetzte Ibsen und Flauberts «Madame Bovary». In freier Ehe lebte sie mit dem Ge-sinnungsgenossen Aveling, der sie schäbig betrog. Daran zerbrach Eleanor, die sich 43jährig vergiftete – genau so wie Emma Bovary. Ihre idealen Vorstellungen vertrugen sich nicht mit der Wirklichkeit. Letztlich hatte auch der geliebte Vater zu Ent-täuschung Anlass gegeben. Eleanor konnte nicht selbständig leben, aber sie ging weiter als ihre Schwestern. So brach sie mit dem schmählichen Anti-semitismus und nannte sich sogar eine

Jüdin. Wie Künzli bemerkte, litten die drei Schwestern unter der «Identifizierung mit dem Vater». Indem er ihre Selbstbestimmung verhinderte, hintertrieb er das so sehr ersehnte Glück.

Heinz Abosch

¹ Richard Friedenthal: Karl Marx. Sein Leben und seine Zeit. Piper, München/Zürich 1981. – ² Arnold Künzli: Karl Marx. Eine Psychographie. Europa Verlag, Wien 1966. – ³ Fritz J. Raddatz (Hrsg.): Mohr an General. Marx und Engels in ihren Briefen. Molden, Wien/Zürich 1980. – ⁴ Die Töchter von Karl Marx. Unveröffentlichte Briefe. Kiepen-heuer und Witsch, Köln 1981.

GESAMMELTE BEITRÄGE ZUR AARGAUISCHEN GESCHICHTE

Unter dem Titel *Gesammelte Beiträge zur aargauischen Geschichte* ist eine stattliche Zahl von bedeutenden Auf-sätzen des verdienten Historikers und früheren Staatsarchivars *Georg Boner* als 91. Band der Jahresschrift der Hi-storischen Gesellschaft des Kantons Aargau veröffentlicht worden. Der Band gilt als nachträgliche Ehrung Boners zu seinem 70. Geburtstag.¹

Aus dem breiten Spektrum der pu-blizistischen Tätigkeit – es füllt nicht weniger als zehn Seiten – enthält der vorliegende Band eine Reihe jener Aufsätze und Vorträge, die im Ver-lauf der Jahrzehnte in lokalhistori-schen Zeitschriften veröffentlicht wurden und deshalb heute meist nur schwer auffindbar sind. Es sind zudem Beiträge zur aargauischen Geschichte, die von grundsätzlichem Interesse sind.

Der Blick auf das Inhaltsverzeich-nis zeigt, dass dem Jubilar Themen der Kirchen- und Klostergeschichte ganz besonders am Herzen lagen. So domini-nieren in unserm Band die aargau-ischen Klöster, insbesondere deren Gründung und Frühzeit, um deren Aufhellung sich Boner mit Erfolg be-mühte.

Der erste Beitrag ist der Gründung des *Zisterzienserklosters Wettingen* ge-widmet, von der uns nur die legendäre Überlieferung bekannt war, und der nun Boner quellenkritisch in spannen-der Weise zu Leibe rückt. Der für uns früher im Nebelhaften verweilen-de Stifter, Heinrich von Rapperswil, wird zu einer historisch fassbaren Ge-stalt. Boner kommt zum Schluss, dass Heinrich 1242 oder 1243 in den von ihm gegründeten Konvent eintrat und danach, also in vorgerücktem Alter,

noch die Priesterweihe empfing. Überzeugend ist auch die Untersuchung der Gründungslegende mit dem Klosternamen *Maris Stella*, die erst sehr spät, nämlich in der Barockzeit, ihren schriftlichen Niederschlag gefunden hat. Zur Lebensgrundlage eines mittelalterlichen Konventes gehörten all die vielen, oft sehr weitgestreuten Güterschenkungen. So geht der Verfasser auch der Entstehung des sehr reichen Klosterbesitzes nach, aus dessen Nahbereich im Limmattal die Abtei unter habsburgischer Oberhoheit einen eigentlichen Klosterstaat schaffen konnte.

Über die bewegte Geschichte des einstigen *Zisterzienserinnenklosters Olsberg* im unteren Fricktal fehlt bislang eine moderne Darstellung. Boner geht nun der Gründungsgeschichte nach, indem er die früheren Darstellungen kritisch untersucht, Unmögliches als solches klar nachweist und mit seinen weitgefächerten Kenntnissen der Klostergeschichte und der Orden schliesslich ein überraschendes und überzeugendes *Puzzle* – eine Klärung der verschlungenen Gründungsgeschichte und der Entwicklung des Konventes in seiner Frühzeit – vorlegen kann. Danach geht die Gründung nicht ins Jahr 1080 oder gar noch weiter zurück, wie dies seit der Darstellung in der Kosmographie von Münster immer wieder behauptet wurde. So hat auch erst Johannes Herold, der Sachbearbeiter der Münterschen Kosmographie, die urkundlich nicht zu belegende Liste der Äbtissinnen der Frühzeit offenbar frei erfunden. Diesen Konstruktionen stellt nun Boner die Anfänge Olsbergs im Lichte der Urkunden gegenüber. Mit besonderer Spannung liest man dieses

Kapitel, in dem nachgezeichnet wird, wie das Kloster ursprünglich im Bistum Konstanz um 1234 gegründet wurde, wenige Jahre später jedoch ins Bistum Basel, nach Olsberg, verlegt wurde. Mit grosser Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, dass sich das erste Klösterchen im Dörfchen *Kleinroth* (Gemeinde Untersteckholz, Kanton Bern), also in der Nähe des Männerklosters St. Urban, befunden hat. In Kleinroth befand sich 1194/95 für kurze Zeit die eben gegründete Abtei St. Urban, bis sie an die jetzige Stelle verlegt wurde. Etwas später scheint dann in Kleinroth ein kleiner Konvent von Zisterzienserinnen gegründet worden zu sein, der jedoch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts wieder verschwand; die Erinnerung an dieses Klösterchen, das als Vorgänger von Olsberg zu gelten hat, scheint sich noch lange erhalten zu haben. Auffallend ist auch, dass die gütergeschichtliche Entwicklung von Olsberg nur bis 1236 zurückzuverfolgen ist. Auch dies zeigt mit aller Deutlichkeit, dass der vorher an anderer Stelle niedergelassene Frauenkonvent in Olsberg neu gegründet wurde. Die von Boner rekonstruierte Gründung und Frühgeschichte passt auch viel besser in die Entstehungszeit der meisten schweizerischen Zisterzienserinnenklöster als jene der früheren Darstellungen.

Rund die Hälfte des inhaltsträchtigen Bandes ist dem Thema *Königfelden und Königin Agnes von Ungarn* gewidmet. Der erste, beinahe hundert Seiten umfassende Aufsatz befasst sich mit der Gründung des habsburgischen Hausklosters im schweizerischen Wassertor, für die bislang eine die Quellen umfassend auswertende Un-

tersuchung fehlte. Wiederum befasst sich Boner mit den früheren Darstellungen und den Chronisten, die im Zusammenhang mit dem Mord an Albrecht von 1308 die Gründung des Klosters kurz erwähnen. Ein besonderer Stellenwert ist der chronikalischen Quelle im Kopialbuch um 1335 zuzuschreiben. Es handelt sich um den ältesten und in deutscher Sprache verfassten Bericht über die Klostergründung. Ein wichtiges Anliegen Boners ist es, durch die quellenkritische Untersuchung nachzuweisen, dass Agnes keinen Anteil am Rachefeldzug gegen die Mörder Albrechts hatte, sondern dass vermutlich in späterer Zeit das Verhalten der Königinwitwe Elisabeth auf ihre Tochter Agnes übertragen wurde, wodurch sich ihr historisches Bild entstellte. Nur etwa anderthalb Jahre nach der Mordtat war die Gründung des Doppelklosters im Gange; doch vollzog sich eine solche nie auf einen Anhieb. Vorerst war der Baugrund zu erwerben, dann mussten die Bauten errichtet und die sakralen Bauten geweiht werden. Wichtig war dann auch die Sorge für die wirtschaftliche Grundlage der Klosterinsassen. Schliesslich musste man einen bestimmten Orden auswählen und aus seinen Angehörigen den neuen Konvent besiedeln. Vorerst wurde in Königsfelden der Männerkonvent errichtet, da der Frauenkonvent auf die geistliche Betreuung durch die Minoriten angewiesen war. Als wichtigste Grundlage für die Baugeschichte ist die erwähnte Königsfelder Chronik zu nennen. Der Bau der Kirche dürfte erst etwa ein Jahrzehnt nach der Grundsteinlegung vollendet worden sein. Besonderes Interesse verdient der Hinweis, dass das

Nonnenchor, über dessen Standort schon viel gerätselt wurde, als Empore hinten im Kirchenschiff eingebaut war. Die Vollendung erhielt die Klostergründung durch die Errichtung des Priesterchores. Die Weihe erfolgte im Jahre 1330. Während dieser zwanzigjährigen Bauzeit hatte das Doppelkloster einen sehr grossen Teil seiner wirtschaftlichen Ausstattung erhalten. Ausser dem Klosterareal sollten alle Güter und Einkünfte Eigentum des Frauenkonventes sein. Dies dürfte die notwendige Folge der Bestimmungen der Ordensregel gewesen sein. Nach dem *Liber marcarum* von 1371, das die Einkünfte der Kirchen und Klöster des Bistums Konstanz enthält, stand Königsfelden weit an der Spitze. Die überaus reichlichen Geldmittel verdankte das junge Kloster vor allem dem habsburgischen Stifterhause, insbesondere den beiden Königinnen Elisabeth und Agnes.

In unserer spätmittelalterlichen Klostergründung spiegelt sich bereits die immer mehr aufkommende Geldwirtschaft. Aus den reichlichen Geldmitteln wurden jedoch wiederum Grundbesitz, Natural- und Bodenzinse erworben.

Der Verfasser geht dann ausführlich der Frage der Doppelklöster unter den Bettelorden nach. Er stellt fest, dass eines der ältesten – möglicherweise das älteste überhaupt – im 13. Jahrhundert in Brixen (Südtirol) entstanden ist. Es ist anzunehmen, dass es der Königsfelder Gründung als Vorbild diente. Mit der Schaffung eines Doppelklosters wurde wohl beabsichtigt, dem Frauenkonvent eine gute seelsorgerliche Betreuung zu gewährleisten. Dass Elisabeth und Agnes ihre Neugründung den Klarissen und Bar-

füssern widmeten, dürfte seinen Grund in den persönlichen Neigungen der Stifterfamilie haben. Die politische Bedeutung, die Königsfelden in den ersten Jahrzehnten nicht abzusprechen ist, hatte ihren Grund vor allem darin, dass Agnes dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Ihre Bedeutung für die Habsburger Familienpolitik kommt denn auch im Aufsatz über *Königin Agnes von Ungarn* zur Geltung.

Boner schildert die Kindheit und Jugendjahre, dann die kurze Zeit, in der Agnes mit König Andreas von Ungarn vermählt war, und die ersten Witwenjahre. Schon als Mitgift hatte sie von ihrem Vater die gewaltige Summe von 40 000 Mark Silber erhalten. Mit etwa 37 Jahren liess sie sich dann in Königsfelden nieder, wo sie nun während 47 Jahren die Geschicke des Doppelkonventes leitete, ohne je selber in den Klarissenorden einzutreten. Nebst den grosszügigen Vergabungen an Klöster und Spitäler machte sich jedoch Agnes einen besonderen Namen durch ihre politische Wirksamkeit. Als Vermittlerin zwischen sich befehdenden Parteien, als Urheberin von Landfriedensbündnissen und als Schiedsrichterin spielte sie während Jahrzehnten im heute schweizerischen Raume eine einmalige Rolle. Wenn sie auch nie offizielle Statthalterin in den Vorderen Landen war, übte sie dank ihrer Persönlichkeit und Autorität einen grossen Einfluss aus, dem sich auch ihre politischen Gegner nicht verschliessen konnten. So war sie eine überragende Frauengestalt, deren Friedenstätigkeit vor allem im Rahmen der spätmittelalterlichen Schiedsgerichtsbewegung zu sehen ist. Dass eine Frau so lange Jahre hindurch immer wieder als

politische Vermittlerin und Schiedsrichterin wirken konnte, ist selten vorgekommen. Selbst Gegner des Hauses Habsburg schenkten ihr Vertrauen, wobei nicht zu zweifeln ist, dass sie die Sache ihrer Familie förderte, wo immer sie konnte.

Einen weiteren Königsfelder Beitrag widmet Boner den *Klosterordnungen der Königin Agnes*. Im Gegensatz zu den meisten spätmittelalterlichen Klosterordnungen sind jene für Königsfelden nicht Ausdruck von Reformbestrebungen, wurden sie doch nicht von Ordensoberen, sondern von Königin Agnes erlassen. Sie erachtete es als ihre Aufgabe, die allgemeine Ordensregel für Königsfelden zu ergänzen. So beziehen sich ihre Anordnungen auf das Organisatorische, das Wirtschaftliche und die würdige Ausgestaltung der liturgischen Handlungen. Nach der ersten Klosterordnung aus dem Jahre 1318 erhielt das Doppelkloster 1330 die erste umfassende Ordnung. Aus dem Klostergut erhielt beispielsweise das Krankenhaus (Siechenhaus) jährlich 60 Pfund. Es gab demnach schon ein öffentliches Spital, das sich ausserhalb der Klausur befand. Aus der Fülle der wirtschaftlichen Anordnungen sei nur ein Aspekt herausgegriffen. Die Schwestern, die krank darniederlagen, sollten mit Hühnern, Fleisch, Reis, Mandeln, Weinbeeren, Feigen und Zucker versehen werden. Reis, Mandeln und Feigen werden auch als Speisen während der Fastenzeiten erwähnt. Wirtschaftsgeschichtlich erhalten wir hier einen Hinweis auf Nahrungsmittel, die aus der Ferne und wohl zu hohen Preisen importiert werden mussten. Wenn wir uns nach der Herkunft des Reises zu jener Zeit

fragen, so dürfte die Familienbeziehung der Anjou und der Arpaden im späteren 13. Jahrhundert den Weg geebnet haben, wurde doch schon damals in der Provence Reis angebaut. Mandeln und Feigen wurden vermutlich aus dem Wallis bezogen, wie man der Stumpfschen Chronik entnehmen dürfte. Schon fünf Jahre nach Erlass der genannten Ordnung wurde eine nochmals verbesserte aufgestellt. Auch die Stellung der Königin Agnes als «Gesetzgeberin» ist als einmalig zu bezeichnen. Die Klosterverwaltung im eigentlichen Sinne war von Anfang an einem Laien, einem Schaffner oder Amtmann, anvertraut. Später setzte sich für dieses Amt die Bezeichnung Hofmeister durch, die von Bern nach der Reformation für die Funktion eines Landvogtes des Amtes Königsfelden übernommen wurde.

Die Stifterinnen des Klosters Königsfelden waren bestrebt, durch eine breite Streuung des Grundbesitzes das Risiko bei Missernten in einer Landesgegend zu verkleinern. Wenn auch das Armutsideal hochgehalten wurde, war es einem einzelnen Kloster als Gemeinschaft erlaubt, Grundbesitz und Einkünfte zu erwerben.

In einem weiteren Beitrag geht Boner dem *elsässischen Besitz des Klosters Königsfelden* nach. Schon die erste Vergabung durch Königin Elisabeth von 1309 bezog sich auf den elsässischen Hof Rheinfelden. In den knapp zwanzig Jahren von 1315 bis 1334 wurde der sehr umfangreiche Besitz in der oberrheinischen Tiefebene erworben, für den etwa 1215 Mark Silber aufgewendet wurden. Aus diesen Gütern bezog Königsfelden wenig Kornzinse – denn den Bedarf

an Brotgetreide konnte man aus den aargauischen Besitzungen decken –, sondern vielmehr Hühner- und Kapuinen(Masthähne)zinse sowie fast alle Weineinkünfte, die das Kloster besass. Der Streubesitz war in sieben Schaffnereien zusammengefasst. Als sich zur Zeit der Reformation das Kloster in Auflösung befand, verkaufte Bern als Schirmherr (seit 1415) alle Güter und Einkünfte im Elsass um 2200 Gulden. Der Grund war wohl der, dass man zur Abfindung der aus dem Konvent austretenden Nonnen bedeutende Summen Bargeldes benötigte. Es ist wie eine Ironie der Geschichte, dass die reichen Geldmittel, mit denen einst Königin Agnes die wirtschaftlichen Grundlagen für das Aufblühen der habsburgischen Haustiftung Königsfelden bereitgestellt hatte, «zwei Jahrhunderte später zum Teil nur noch dazu dienten, einer Generation von Klosterfrauen, die wie viele ihrer Zeitgenossen, im Ordensleben keinen Sinn mehr sahen, die Rückkehr in die Welt zu erleichtern».

In einem Vortrag stellte Boner den *Königsfelder Klosterbesitz in der Waldshuter Gegend* dar. Ein reichhaltiges Quellenmaterial, das für die dortige Lokalgeschichte noch sehr wenig ausgeschöpft wurde, befindet sich einerseits im aargauischen Staatsarchiv, anderseits im badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe. Seit 1335 fasste Königsfelden nördlich des Rheines Fuss. Sehr aufschlussreich sind die historischen Rückblenden bis ins 9. und 10. Jahrhundert sowie die Betrachtungen zur Frühgeschichte der Stadt Waldshut, die nach der Meinung des Verfassers erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet wurde. Im Gegensatz zu den elsässischen Be-

sitzungen verkaufte Bern jene in und um Waldshut erst im Jahre 1684. Verkaufsverhandlungen fanden zuerst mit dem Bistum Konstanz statt, doch dann offerierte der Abt von St. Blasien eine beträchtlich höhere Summe, so dass der Verkauf für 18 500 Taler abgeschlossen wurde.

Für die Frühgeschichte des Hochrheins ist die Entwicklung des Stiftes St. Fridolin zu Säckingen und seines Besitzes von entscheidender Bedeutung. Dies trifft auch für die südlich des Stromes gelegenen Dörfer und Talschaften zu. Ein dankbares Thema war es für Boner, *dem Fricktaler Kirchenbesitz des Stifts Säckingen in älterer Zeit nachzugehen*.

Das vermutlich im 7. Jahrhundert unter Mitwirkung des merowingischen Königshauses auf einer Rheininsel gegründete Stift besass noch im späten Mittelalter einen auffallend geschlossenen Besitz zu beiden Seiten des Rheines; zur Hauptsache dürfte es sich um Güter aus der ursprünglichen Ausstattung handeln. Im Fricktal besass Säckingen insgesamt elf Pfarreien, die sich in eine westliche und eine östliche Gruppe aufgliederten. Boner sieht in ihnen Eigenkirchengründungen des Stiftes. Auffallend ist, dass unter den Hauptpatronen, zu beiden Seiten des Rheines in Stiftsnähe, die typischen Patrozinien Säckingens, Fridolin, Hilarius und heiliges Kreuz, völlig fehlen. Entferntere Kirchen, wie jene in Glarus beispielsweise, weisen hingegen ein Patrozinium auf, das als charakteristisch gelten darf. Eine analoge Erscheinung konnte man auch für St. Gallen und seine inkorporierten Kirchen nachweisen. Im mittleren Fricktal, d. h. zwischen der westlichen und östlichen Säckinger Kirchen-

gruppe, waren es adelige Grundherren, wie die Frickgaugrafen, die im frühen Mittelalter die meisten Pfarreien begründeten.

Ein überaus interessantes Thema wird unter dem Titel *Siegel, Fahnen und Wappen dreier aargauischer Kleinstädte* (Aarau, Baden, Rheinfelden) behandelt, zu dem ein reiches Vergleichsmaterial herangezogen wird. Die Ergebnisse sind nicht nur von lokalgeschichtlicher, sondern auch von allgemeiner Bedeutung. Die Untersuchung ergibt, dass Siegelbild und Wappen oft, aber längst nicht immer, übereinstimmen. In vielen Fällen entspricht das Fahnenbild dem Siegel, doch kommt es nicht selten vor, dass die Fahne einer Stadt ein ganz anderes Bild zeigt als ihr Siegel. Überall dort, wo das spätere Wappen vom ursprünglichen Siegelbild abweicht, geht jenes auf die Fahne zurück. Aber auch bei Übereinstimmung von Siegelbild und Wappen ist ersteres nur auf dem Wege über das Banner schliesslich zum wirklichen Wappen geworden. Ob das Siegelbild einer Stadt zu deren Wappen wurde, hing also nicht von der heraldischen oder unheraldischen Form des älteren Siegelbildes, sondern von seiner Verwendung oder Nichtverwendung als Fahnenbild ab. So ist es nicht verwunderlich, dass heraldisch geeignete Siegelbilder, wie das von Aarau, nicht zum Stadtwappen wurden. Sie haben nie als Fahnenbild, sondern immer nur als Siegelbild gedient. In Rheinfelden scheint man früher als in anderen Städten das Bedürfnis empfunden zu haben, Siegelwappen und Stadt Fahne in Übereinstimmung zu bringen.

Zwei Beiträge, die aus der mittelalterlichen Geschichte ausbrechen und

sich mit Themen der neueren Zeit befassen, beschliessen die Festgabe für Dr. Georg Boner. Ein schulpolitisches Unikum war bis vor wenigen Jahren der rechtliche Status der Bezirksschule Muri, mit deren Gründung sich Boner befasst hat. Nach den bewegten Jahren des Freiämtersturmes (1830) und der Regenerationszeit war 1835 das neue kantonale Schulgesetz geschaffen worden. Der Bezirk Muri besass damals keine öffentliche Lehranstalt, welche Sekundar- oder Mittelschulbildung vermittelte hätte. In scharfem Gegensatz standen sich die fortschrittlich-radikalen Kräfte und die breit abgestützten konservativen Kreise im oberen Freiamt gegenüber. Eine recht bewegte Zeit war es, als man zwischen 1835 und 1840 versuchte, eine Bezirksschule zu gründen. Es waren Bestrebungen, die mit einem Misserfolg endeten. Nach der Klosteraufhebung von 1841 kam dann in den folgenden Jahren doch eine solche Schule zu stande, die nicht von der Gemeinde getragen wurde, wie dies andernorts der Fall war, sondern nach Dekret des

Grossen Rates vom 16. Dezember 1842 als eine Staatsanstalt bezeichnet wurde, deren Kosten aus dem Vermögen des aufgehobenen Klosters bestritten wurden. So blieb die Bezirksschule Muri 135 Jahre lang eine Staatsanstalt, bis sie auf den 1. Januar 1978 an die Einwohnergemeinde überging.

Zum Schluss stellt uns Georg Boner seinen jahrzehntelangen Arbeitsplatz in den Jahren 1938 bis 1974 vor. *In den Hauptzügen der Geschichte des aargauischen Staatsarchivs* spiegelt sich auch die Geschichte des Kantons in früher Zeit. Dem durch die Herausgabe dieses Sammelbandes Geehrten ist es vor allem zu verdanken, dass viele entlegene Quellen zur aargauischen Geschichte, die in ausserkantonalen und sogar ausländischen Archiven liegen, in Form von Mikrofilm-aufnahmen oder Xerokopien ins aargauische Staatsarchiv integriert werden konnten.

Alfred Lüthi

¹ Verlag Sauerländer, Aarau 1980.

HINWEISE

BRIEF-EDITIONEN

Die Briefe des Bert Brecht

Einen Band, 850 Seiten, und einen Kommentar umfasst die Briefausgabe des *Suhrkamp Verlages*, die Günter Glaeser betreut hat. Es ist die erste Publikation Brechtscher Korrespondenz, die einzelnen Stücke zumeist Erstveröffentlichungen. Aber es ist – wie jede erste Briefausgabe, sagt Glaeser – eine vorläufige Ausgabe nur.

Denn einiges fehlt, und gern möchte man wissen, warum es fehlt. Ausgeklammert seien Briefe, die «legislativ fixierte Persönlichkeitsrechte berühren» oder die von den bisherigen Rechtsinhabern «noch sekretiert sind». Das kann heissen, es sei da aus privaten Rücksichten einiges noch zurückgehalten, was durchaus verständlich wäre. Es kann aber auch heissen, dass einiges nicht freigegeben wurde, und dies scheint – man kennt die Gründe

für Freigabe oder Vorenthalaltung vorhandener Texte, wie sie das Brecht-Archiv entscheidet, nicht – bei dieser Aufgabe der Fall gewesen zu sein: sie enthält «mehr als ein Drittel» der bisher bekannten etwa 2400 Briefe. Und die andern? Es entsteht, wenn man die vorliegenden Texte liest, kein neues Brecht-Bild. Vielleicht, dass die Person des Dramatikers und Lyrikers unmittelbarer sichtbar wird, nicht stilisiert, nicht hinter seinen geschliffenen Formulierungen verborgen. Man lernt einen Menschen kennen, der sachlich, zielbewusst, auch hart und ohne grosse Rücksichten zappt, der seine Interessen als Schriftsteller verfolgt, seine Chancen nutzt, seine Forderungen geltend macht. Als er 1949 in die Tschechoslowakei reiste, die soeben eine Volksdemokratie geworden war, schrieb er einer Briefpartnerin in Prag, es wäre gut, wenn etwas Tschechenkronen für ihn bereitlägen: man dürfe nicht beliebig viel einführen, und in Prag werde entsetzlich schlecht gewechselt . . . Kein neuer Brecht, das war wohl auch nicht zu erwarten; aber einer, der sichtbar wird in seinem Alltag, in der Emigration, in der Arbeit, in den Beziehungen zu Menschen.

Robert Musil – Briefe 1901–1942

Adolf Frisé, der sich während langer Zeit mit Akribie der Herausgabe von Musils Werk gewidmet hat, dem wir auch die Neuausgabe der Tagebücher danken und wichtige textkritische Arbeit am Gesamtwerk des Dichters, rundet seine verdienstvollen Bemühungen um Robert Musil mit dieser Brief-Edition ab. Sie erscheint im Anschluss an den 100. Geburtstag Musils, sie umfasst an die anderthalb tausend Seiten Dünndruck in einem Band, dazu einen

Kommentarband. Nach Abschluss der Edition sind noch Briefe an Carl Seelig gefunden worden: der Verlag legt sie in einer Beilage samt nachträglichen Berichtigungen bei. So sind denn an die 1200 Briefe hier vereinigt, nicht nur Briefe Musils, sondern auch seiner Frau, die besonders oft an ihre Tochter Annina aus erster Ehe schrieb und in diesen Briefen Einblicke in das Leben und Schaffen, in das Drama dieses Schaffens vor allem gibt. Denn natürlich enthält die Ausgabe auch Briefe an Musil, so von Efraim Frisch, Wilhelm Hauserstein, Kurt Hirschfeld, dreimal auch Hugo von Hofmannsthal, da geht es um die Rilke-Gesellschaft. Im ganzen keine vollkommen neuen Aufschlüsse über das Leben und Schaffen Musils, immerhin die dokumentierte Misere seiner künstlerischen Existenz. Der Weg ins Exil, die Demütigungen, die Hilfe und der Zuspruch einzelner Getreuer. Hermann Broch und Carl Jacob Burckhardt, Einstein und Hermann Hesse gehören dazu (*Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1981*).

Für Zürcher und Nichtzürcher

In dritter, für 1981 neu bearbeiteter Auflage ist der «*Stadtführer für Zürcher und Nichtzürcher*» des Pendo Verlages erschienen: eine umfassende Orientierung in Taschenbuchformat, die nicht allein die notwendigen Angaben über Behörden, Amtsstellen, Sehenswürdigkeiten, Museen, Kunstinstitute und Freizeitmöglichkeiten übersichtlich darbietet, sondern über Zürichs Geschichte, seine Baukunst, seine Kultur und seine Umgebung informiert. Die Form des alphabetischen

Nachschlagewerks erlaubt es dem Einheimischen wie dem Fremden, das Gesuchte zu finden und Erklärung für seine Fragen zu erhalten. Nicht unwichtig, und ebenfalls originell gestaltet, ist die Beilage «Zürich – zum Essen gern», ein eigens für den Stadtführer erstellter Guide gastronomique, der säuberlich nach Kategorien oder besonderen Bedürfnissen aufgebaut ist: Die Besten, Französische Küche, Schweizerische Küche, Zunfthäuser, Originell und preiswert, Währschaft und billig, Italienisch, Spanisch, Griechisch und so fort, wobei schliesslich auch ein paar gute Adressen aus der Region aufgeführt werden. Der kulinarische Führer kann aus dem Stadtführer herausgenommen und «auf dem Mann» getragen werden.

Politik und Publizistik

Zum 60. Geburtstag des Publizisten *Oskar Reck* ist eine Festschrift mit dem Doppeltitel «*Politik und Publizistik – Publizistik und Politik*» erschienen, in der angestrebt wird, die Wechselwirkung dieser Bereiche aufzuzeigen. Aus der Sicht des Politikers, aus der Sicht des Publizisten und aus der Sicht des Wissenschaftlers äussern sich gegen zwanzig Mitarbeiter. Als Politiker treten Bundesrat Kurt Furgler, Nationalrat Andreas Gerwig, Regierungsrat Werner Martignoni und andere auf, als Wissenschaftler Ulrich Säker, aber auch Hans W. Kopp und weitere Vertreter von Publizistik-Wissenschaft und Soziologie. Bundesrat Willi Ritschard hat eine Grussadresse beigetragen. Was etwas verwundert, ist der Umstand, dass ein so pointiert und geschliffen formulieren-

der Kommentator und Meister der Glosse wie Oskar Reck durch eine Festschrift geehrt wird, die sich nicht gerade durch sprachliche Brillanz auszeichnet. Und was die Berufskollegen betrifft, die einen Beitrag beisteuern, so finden sich da neben Peter Studer Namen wie Andreas Blum, Ulrich Pfister, der Filmer Hans-Ulrich Schlumpf, der Schriftsteller Ernst Eggermann und Hans-Peter Kleiner, der Chefredaktor der Depeschenagentur. Publizisten? Die Festschrift, von *Armin Walpen* und *Franz A. Zölc* herausgegeben, erscheint als erster Band einer neuen Reihe «Beiträge zur Kommunikations- und Medienpolitik» im *Verlag Sauerländer, Aarau*.

Manuel Gasser, Erinnerungen

«*Erinnerungen und Berichte*» heisst das Bändchen, das *Klara Obermüller* aus publizistischen Arbeiten und aus Aufzeichnungen des Liebhabers der Kunst und der Literatur zusammengestellt hat, eine postume Präsenz von Manuel Gasser in der Masse der Neuerscheinungen, und zugleich die Erinnerung an einen Stilisten von hohen Graden. Man liest seine Aufzeichnungen über die frühe Zeit in Frankreich, über Menschen aus Literatur und Kunst, über die Gründung der «*Weltwoche*» mit wachsendem Genuss, und die im zweiten Teil angefügten «*Berichte*», die seinerzeit in der «*Weltwoche*» und in anderen Zeitungen erschienen sind, zeigen einen Meister des journalistischen, des feuilletonistischen Stils. Die Sammlung schliesst übrigens mit einer «*Das Recht auf die private Sphäre*» über schriebenen kleinen Rezension der

Ausgabe von Briefen Prousts an Gide, in der Manuel Gasser geschrieben hat, rein menschlich gesehen scheine ihm doch recht fragwürdig, vom eigenen Mut und Drang zum öffentlichen Bekennen auf denjenigen anderer zu schliessen und daraus ein Recht auch auf die private Sphäre eines Toten abzuleiten. Er zweifle daran, ob das durch den Anspruch der Wissenschaft auf den Nachlass eines Genies zu rechtfertigen sei. In Sätzen wie diesen ist die vornehme und feinfühlige Art dessen, der sie geschrieben hat, ganz gegenwärtig, und man möchte beinahe vermuten, er spreche ein wenig auch von sich selber, wenn er den kleinen Aufsatz schliesst: «Nun, wir werden die Liebhaber der Anekdote und der über Respekt und Pietät sich kühn hinwegsetzenden Künstlerbiographien nicht davon abhalten, weiterzuforschen und auch das Heimlichste, Verborgenste ans Licht zu ziehen; doch können auch sie uns nicht hindern, uns Gedanken über ihr Tun zu machen und Shakespeare glücklich zu preisen, dem es gelang, seine Lebensspur so gründlich zu verwischen, dass das Interesse der Nachwelt zur Gänze auf das Werk gelenkt wurde.» (*Arche Verlag, Zürich.*)

Die dramatischen Dichtungen von Samuel Beckett

Zum 75. Geburtstag von Samuel Beckett legt der *Suhrkamp Verlag* die bisher in zwei Bänden vorliegenden «Dramatischen Dichtungen» in einem Band vor: in französischer, deutscher und englischer Version zudem, als photomechanischer Nachdruck der Ausgabe in zwei Bänden, die nach wie

vor lieferbar bleibt. Schon ein Blick auf das Satzbild zeigt, dass diese Texte vorwiegend aus kurzen Sätzen, aus Satzfragmenten, aus kleinsten Wortgruppen bestehen. Es sind Partituren für Schauspieler, und Beckett existiert mit ihnen tatsächlich in den drei Sprachen, in denen diese Ausgabe die Stücke vorlegt. Die Aufforderung zum Vergleich, die darin liegt, ist sinnvoll. Etwas kompliziert ist die Paginierung des Bandes, der eben die Paginierung der zweibändigen Ausgabe mit übernommen hat.

Deutsche Landschaft

Helmut J. Schneider schreibt in der Einleitung zu diesem umfangreichen Lesebuch, das Naturgefühl, das gerade in Deutschland neuerdings als Nur-Spontaneität oder gar als Irrationalität aufgefasst werde, sei in seinem Ursprung «Veranstaltung», nämlich Gestaltung der Umwelt (der «Landschaftsgarten» vor gut zweihundert Jahren!), die Verschönerung der Gegend, das Erlebnis der Landschaft als Bild. Die Texte, die der Band aus drei Jahrhunderten deutscher Literatur vereinigt, lassen den Leser die Entdeckung der Natur und in der Folge charakteristische Wirkungen dieser Erfahrung nachvollziehen. Natur erscheint nacheinander als Zeuge der Vergangenheit, als die Unendlichkeit für Wanderungen und Untergänge, für Versonnenheit und Zerstörung. Es beginnt mit dem einzigartigen Text aus Maler Müllers Idyllen, der Adams Erwachen im Paradiese beschreibt. Harsdörffer, Brockes und Hagedorn sind vertreten, Klopstock und Gessner, Vorläufer eigentlich des Naturgefühls,

wie es Maler Müller und nach ihm dann Goethe und die Romantiker empfinden und gestalten. Eine Schlüsselstelle sozusagen steht im Brief vom 10. Mai in «*Werthers Leiden*»: «*Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der un-durchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Grässen mir merkwürdig werden*», diese Stelle, in der ausgesprochen wird, dass der Ausdruck erst, das «*dem Papier eingehauchte*» Erlebnis der Natur ihre Wirklichkeit und Gegenwart ausmacht, ist das Grundkonzept dieser

Anthologie. Landschaftsdarstellungen in Wort und Bild vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, bis zu Wolfgang Koeppen und Wolfdieter Brinkmann sind hier vereinigt. Dass ein letzter Abschnitt sich der zerstörten Landschaft zuwendet, mit Texten von H. C. Artmann, Volker Braun, Marie Luise Kaschnitz und Jürgen Becker, ist wohl unvermeidlich. Beckers Gedicht «*In der Stille*» bildet den Schluss der Anthologie:

*der Kran, heute, ohne Bewegung,
und ich sehe nichts, heute,
im Ausschnitt des Fensters,
was sich bewegt.*

(*Insel Verlag, Frankfurt am Main 1981.*)

Sprüngli
AM PARADEPLATZ

Bestellabteilung
01 / 221 17 22

Sie können uns Ihre Wünsche
auch telefonisch mitteilen –
lassen Sie sich einmal beraten

Hauptbahnhof Zürich Shop-Ville Stadelhoferplatz
Shopping-Center Spreitenbach
Einkaufszentrum Glatt Airport-Shopping Kloten